

Über die grundsätzliche Unfähigkeit des Wissenschaftsbetriebes, relevante Beiträge für eine praktikable Psychologie zu leisten

Thema des vorliegenden Bandes ist die gesellschaftliche Verantwortung der Psychologie. Die Psychologie ist als Fach - wie andere Fächer auch - arbeitsteilig organisiert. Wenn auch die Arbeitsteilung an sich wohl nicht zu vermeiden ist, so hat doch jedes Fach Eigenverantwortung für solche Chancen und Probleme, die aus einer besonderen Form oder besonderen Ergebnissen der Arbeitsteilung resultieren.

In diesem Artikel soll die Arbeitsteilung zwischen dem Wissenschaftsbetrieb auf der einen und der Praxis auf der anderen Seite in den Blick genommen werden. Ursachen und Konsequenzen des so entstandenen Verhältnisses werden exemplarisch untersucht (es ist allerdings die Überzeugung des Autors, dass die Festlegung, was Ursache und was Konsequenz sei, lediglich eine Frage der Interpretation ist). Es geht folglich um den Versuch eines Indizienbeweises für die im Titel des Artikels vorgebrachte These.

Indizien werden erst durch ihre Interpretation zum Beweis. Jede Interpretation darf als interessengeleitet gelten. Ursachen und Konsequenzen der besonderen Beziehung zwischen Wissenschaftsbetrieb und Praxis werden von beiden unterschiedlich gesehen und bewertet, jeweils den Interessen des Wissenschaftsbetriebes oder der Praxis entsprechend. Das Interesse des Autors, hier in erster Linie den Wissenschaftsbetrieb aufs Korn zu nehmen, ist dreifach begründet:

1. Der Wissenschaftsbetrieb hat ungleich viel mehr Macht, fachliche Normen zu setzen bzw. Arbeitsweisen des Faches zu bestimmen
2. Praxis oder besser der Praktiker hat ohnehin relevant zu sein, wenn er reüssieren will.
3. Der Autor ist Praktiker.

Wenden wir uns zunächst dem "Theorie-Praxis-Problem" zu, welches der Wissenschaftsbetrieb gern debattiert, um die mangelnde Relevanz seiner Beiträge zu begründen. Es soll gezeigt werden:

1. Das "Theorie-Praxis-Problem" ist lediglich eine begriffliche Verschleierung des Wissenschaftsbetrieb-Praxis-Problems

In diesem Abschnitt wird dargestellt, dass "Theorie" Produkt des Wissenschaftsbetriebes ist und auf welche Weise sich die Produktionsbedingungen - hier auch die Interessen des einzelnen Forschers - im Produkt niederschlagen. Möglicherweise ist (bes. für Wissenschaftler) die Aussage "Theorie ist Produkt des Wissenschaftsbetriebes" trivial. Das mag an einem bestimmten "Theorie"-Verständnis liegen. Daher soll "Theorie" in dem Sinne, wie es in dem Begriff "Theorie-Praxis-Problem" bedeutsam ist, genauer umrissen werden.

Im folgenden ist die Angabe des kleinsten gemeinsamen Nenners all dessen, was eine wissenschaftliche Theorie ausmacht, nicht nur hinreichend, sondern notwendig, denn: Theorie soll als dem gesamten Wissenschaftsbetrieb - und nicht nur einzelne Schulen - in bestimmter Weise zugeordnet, gekennzeichnet werden. Da fällt es zunächst am leichtesten, zu sagen, was wissenschaftliche Theorie nicht ist, nämlich: Sie ist nicht (Alltags-) Erfahrung oder Alltags-Theorie. Wissenschaftliche Theorie ist vielmehr eine in bestimmter Weise systematisierte Aussage, die anhand bestimmter Kriterien überprüft werden kann. Aus letzterem geht insbesondere hervor, dass eine wissenschaftliche Theorie in irgendeiner Weise veröffentlicht sein muss. Spätestens mit der Veröffentlichung wird wissenschaftliche Theorie zum zumeist wohl literarischen - Produkt.

Nun ist Theorie, wie sie beispielsweise in der Gegenüberstellung von "Aussagenkonzeption" und "Nicht-Aussagen-Konzeption" (Stegmüller, 1973) aufgefasst wird, lediglich ein, noch dazu sehr spezifisches Produkt des Wissenschaftsbetriebs. Seine Beiträge bestehen aus einer größeren Produktpalette.

„Ausgangspunkt, Mittel der Problemlösung und Ziel wissenschaftlicher Tätigkeit ist nämlich nicht der direkte Realitätseingriff, das Operieren mit konkreten Gegenständen, sondern mit Abbildungen (schriftlicher und gedanklicher Art) der Realität. Diese Abbildungen haben die Form von Sätzen und Satzsystemen, als solche werden sie handhabbar und intersubjektiv mitteilbar. Bei den Sätzen kann es sich um Aussagen und Aufforderungen handeln, d.h. um gedankliche Systeme, die auch Angaben über Zielzustände und deren Erreichung enthalten können. Die Aussagen können als Beschreibung und / oder Erklärung dienen und sie können zu Hypothesen, Theorien und auch zu Problemen zusammengefügt werden" (Bromme und Hömberg, 1977).

Produkt des Wissenschaftsbetriebes sind also nicht nur Theorien (im o.a. Sinne), sondern auch einzelne, intersubjektiv zugänglich gewordene (= veröffentlichte) Befunde als Abbildungen von Realität. In der Tat ist es ja auch dieses Gesamt, welches umgangssprachlich als Theorie, genauer als graue Theorie bezeichnet wird.

Der Wissenschaftsbetrieb produziert Abbildungen - Modelle - realer Systeme und / oder daraus abgeleitete Aufforderungen, die nichts anderes sind als Prognosen hinsichtlich bestimmter erwarteter Konsequenzen von dem, wozu aufgefordert wird.

Aber auch (Alltags-) Erfahrung ist ein (inneres) Modell, dessen Struktur durch weitere Erfahrung angereichert wird. Praktisches Handeln ist Ergebnis aus bestimmten Prognosen abgeleiteter (Selbst-) Aufforderung.

Mittel der Problemlösung und Ziel wissenschaftlicher und praktischer Tätigkeit unterscheiden sich folglich prinzipiell nicht. Unterschiedlich sind die Art und Struktur der jeweiligen Modelle bzw. Modellbildung und Prognosen. Bromme und Hömberg (1976) belegen das sehr eindrucksvoll, indem sie die Übersetzungsleistung des Praktikers als eine eigenständige beschreiben, die einer eingehenden Untersuchung wert wäre.

Insofern ist also das "Theorie-Praxis-Problem" eine begriffliche Verschleierung des Wissenschaftsbetrieb-Praxis-Problems, als es lediglich die besondere Art der vom Wissenschaftsbetrieb produzierten Modelle (Theorien) ist, die sich von den Modellen der Praxis in problematischer Weise unterscheidet.

2. Die Form der Modellbildung und Modelle ist in Wissenschaftsbetrieb und Praxis unterschiedlich. Die Irrelevanz der Beiträge des Wissenschaftsbetriebs ist eine Konsequenz daraus.

Wegen "Modellbildung" wird hier von Forschung die Rede sein; die Rolle der zweiten Aufgabe des Wissenschaftsbetriebes, der Lehre, wird später erörtert.

Die unterschiedliche Form der Modellbildung und Modelle soll unter zwei gesonderten Aspekten dargestellt werden: Forschung vs. Praxis sowie Forscher vs. Praktiker. Die darunter erörterten Probleme bedingen sich wechselseitig, mit der Abfolge ist keine Gewichtung gemeint.

2.1. Forschung vs. Praxis

Es wird im Weiteren auch um Systeme und deren Eigenschaften gehen. Um Missverständnisse bezüglich benutzter Begriffe zu vermeiden, zunächst einige Definitionen.

Unter einem System wird eine endliche Menge von Elementen einschließlich der Beziehungen zwischen den Elementen und ihren Eigenschaften verstanden.

Reale Systeme - mit Sicherheit psycho-soziale Systeme - sind komplex.

„Der Begriff der Komplexität formuliert so zunächst einmal die Intention, Mannigfaltiges unter dem Gesichtspunkt seiner Einheit zu sehen. Der komplexe Gegenstand muss Mannigfaltiges und Einheit zugleich sein" (Luhmann 1978, S. 13).

Psycho-soziale Systeme entfalten ihre Komplexität in zwei Dimensionen.

- 1.** In ihrer Größe, der Zahl ihrer Elemente sowie der Zahl der Beziehungen zwischen den Elementen und deren Eigenschaften,
- 2.** in ihrer Dynamik. Dynamische Systeme verändern sich in Abhängigkeit von der Zeit.

Psycho-soziale Systeme sind offen, Ein offenes System hat eine Umgebung. Die Umgebung eines Systems besteht aus

der Menge aller Objekte (Elemente), die nicht zum System gehören und die das System beeinflussen oder vom System beeinflusst werden. Ein solches Objekt (Element) kann ein anderes System sein, oder zu einem anderen System gehören.

2.1.1. Die Auswahlkriterien für das im jeweiligen Modell Abzubildende sind in Forschung und Praxis unterschiedlich

Das Abbilden realer Systeme in Modellen impliziert Selektion und Idealisierung. "Selektion" ist allerdings ein relevanteres Unterscheidungskriterium zwischen Forschung und Praxis. Zur Erläuterung erscheint es günstig, noch einmal Luhmann (1978, S.190) zu Wort kommen zu lassen:

„Das, was als Element fungiert, ist jedoch nicht unabhängig von seiner selektiven Behandlung bestimmbar. Erst die Selektion für bestimmte präferentielle Relationierungen qualifiziert ein Element, indem es ihm eine Umwelt gibt, in der es spezifische eigene Merkmale entwickeln kann. Will man erkennen, wie es sich qualifizieren lässt und welchen Widerstand es solchen Qualifizierungen oder zugemuteten Relationen entgegensetzt, muss man das Element nicht nur als formale Identität, sondern als System-in-einer-eigenen-Umwelt behandeln, also die Systemreferenz wechseln... Die Wahl der Systemreferenz ist natürlich freigestellt als Aspektwissenschaftlicher Themenwahl, aber mit dieser Entscheidung ist zugleich darüber disponiert, was in diesem System und seinen Umweltbeziehungen als ein nicht weiter auflösbares Element fungiert.“

Selektion als Wahl einer bestimmten Systemreferenz ist unter dem hier zu behandelnden Aspekt deshalb bedeutsamer als Idealisierung, weil in Forschung und Praxis Modellbildung als Reduktion von Komplexität Idealisierung grundsätzlich voraussetzt. Erheblich unterschiedlich sind in Forschung und Praxis jedoch die Selektionskriterien für die jeweilig zu bevorzugenden Systemreferenzen.

In der Forschung werden Systemreferenzen gewählt, die solche Elemente und Beziehungen qualifizieren, die sich bei gegebenem Methodenkanon in bestimmter Form abbilden lassen; beispielsweise so, dass das Modell in Zahlen und Beziehungen von Zahlen auf einem bestimmten Skalenniveau dargestellt werden kann.

In der Praxis sind Systemreferenzen zu wählen, die solche Elemente und Beziehungen qualifizieren, auf die, bei gegebenem Interventions-Strategie-Kanon, ein das reale System verändernder Zugriff möglich ist. Dies gilt auch, wenn der Praktiker, beispielsweise durch einen Test, diagnostiziert; jede Diagnose ist nur bezüglich ihrer Konsequenzen - also als Zugriff - von Bedeutung.

Der aus den jeweiligen Selektionskriterien resultierende Unterschied zwischen Modellen der Forschung und der Praxis lässt sich gut an den so genannten "Randbedingungen" zeigen.

Die Auswahl von Systemreferenzen, die wie in der Praxis einen verändernden Zugriff auf das reale System ermöglichen, bedingt die Bildung von Modellen, deren Scheitern nicht auf Randbedingungen zurückgeführt werden darf. Im Gegenteil hat die Praxis so vorzugehen, dass ein verändernder Zugriff unter den gerade im speziellen Fall vorliegenden Bedingungen möglich ist. Mit anderen Worten: Die Forschung kann ein Scheitern ihrer Modelle im konkreten Fall auf Randbedingungen zurückführen (zumindest gesteht sich die Forschung dies selbst zu); im Prozess der Bil-

derung und Bewährung von Modellen der Praxis sind "Randbedingungen" überhaupt nicht enthalten.

Verschärft wird der beschriebene Unterschied zwischen Forschung und Praxis noch dadurch, dass wir es in der Psychologie mit offenen dynamischen Systemen zu tun haben. Für diese gilt: Wird ein System in besonderer Weise beobachtet, verändert es sich in besonderer Weise. Das hier angesprochene erkenntnistheoretische Problem geht insofern in das oben beschriebene der Wahl jeweiliger Systemreferenzen ein, als - wie schon ausgeführt - die gegebenen (Beobachtungs-) Methoden die Wahl bestimmen. Die in Forschung und Praxis verwendeten Methoden sind wegen der unterschiedlichen Ziele (Abbildung vs. Veränderung) ebenfalls unterschiedlich. Am bedeutsamsten erscheint dabei die unterschiedliche Behandlung von Zeit (dazu im nächsten Abschnitt).

Somit qualifizieren sich in Forschung und Praxis unterschiedliche Elemente und Beziehungen bei gleichem Gegenstandsbereich. Hieraus müssen - schon rein sprachlich - Probleme entstehen, weil, trotz gleichen Gegenstandsbereich und gleicher Worte, von unterschiedlichen Sachverhalten die Rede ist bzw. sein kann.

2.1.2. In Forschung und Praxis geht Zeit auf jeweils andere Weise in Modellbildung und Modelle ein

Zeit als bedeutsame Dimension der Modellbildung steht nicht im Vordergrund der aktuellen Diskussion im Fach Psychologie. Einige damit zusammenhängende grundsätzliche Probleme sollen daher zunächst aufgezeigt werden, um von den damit umrissenen Positionen aus die unterschiedlichen Verhältnisse in Forschung und Praxis der Psychologie zu verdeutlichen.

Seit dem Startschuss von Kuhn (1962) ist die Spitze des "Paradigmenwechsels" in der Psychologie hart umkämpft. Es scheint weitgehende Einigkeit zu herrschen, dass es um den Wechsel von Lerntheorie zu kognitiven Theorien geht. Zu befürchten steht lediglich ein Umfüllen von altem Wein in neue Schläuche, wenn nicht in der Psychologie ebenso wie in der Physik - deren Messmodelle von der Psychologie sonst gern zum Vorbild genommen werden - die Rolle der Zeit neu überdacht wird. Auch in der Physik steht anscheinend wieder einmal so etwas wie ein Paradigmenwechsel an. Prigogine (1979, S 12f.) meint: "... dass wir in einer Zeit leben, in der sich eine naturwissenschaftliche Revolution vollzieht, bei der die Stellung und Bedeutung der wissenschaftlichen Betrachtungsweise eine grundlegende Neubewertung erfährt; eine Zeit, die dem Erwachen der wissenschaftlichen Betrachtungsweise bei den Griechen oder der Renaissance des wissenschaftlichen Denkens zu Zeiten Galileis nicht unähnlich ist.

... Seit den Anfängen der abendländischen Wissenschaft haben wir in dem Glauben an die "Einfachheit" des Mikroskopischen gelebt.

... Diese Auffassung, die historisch eine der Triebkräfte der abendländischen Wissenschaft war, lässt sich heute kaum noch aufrechterhalten.

... sobald wir aber nicht mehr an die Einfachheit des Mikroskopischen glauben, müssen wir die Rolle der Zeit neu überdenken."

Das Zitat von Prigogine entstammt seinem Entwurf einer irreversiblen Thermodynamik. Prigogine kritisiert, dass in der dynamischen Beschreibung Zeit symmetrisch, als lediglich "geometrischer" Parameter erscheint. Dies gilt sicher auch für die Forschungsmodelle von Psychologie. Für den Praktiker hingegen ist die einseitige zeitliche Richtung seiner Modelle, wenn auch nicht immer bewusst, doch stets handlungsleitend wirksam. Das drückt sich in der Bedeutung aus, die die "Beziehung" zu seinem Klienten oder Klienten-System für den Praktiker hat. Einmal gesetzte Prozesse wirken in dieser Beziehung stets fort. Der Praktiker kann nie ganz von vorn beginnen wie der Forscher, wenn dieser beispielsweise eine neue Stichprobe nimmt. Reversibilität kann sich für den Praktiker nur auf ganz spezifische Interaktionsparameter - genauer: Parameter der Struktur einer Interaktion - beziehen, ja Reversibilität stellt in diesem Sinne selbst einen spezifischen Parameter dar (hierzu: Struck und Birkhan, 1979).

Der zweite schwerwiegende Unterschied zwischen Forschung und Praxis liegt in der unterschiedlichen Lösung des Mess-Problems, welches mit der Heisenberg'schen "Unschärferelation" beschrieben ist. Die Gültigkeit dieser Unschärferelation für die Psychologie belegt Greif 1973, S. 13. Die "Unschärferelation" besagt, eine Verringerung des Fehlers A_q bei der Bestimmung der Position eines Elektrons erhöht den Fehler A_v bei der Bestimmung der Geschwindigkeit des Teilchens und umgekehrt. Für die Psychologie könnte die Formulierung lauten, eine Verringerung des Fehlers A_q bei der Bestimmung des Zustandes (des Seins) eines sozialen Systems erhöht den Fehler A_v bei der Bestimmung der Entwicklung (des Werdens) eines sozialen Systems und umgekehrt (der Titel der oben zitierten Arbeit von Prigogine lautet "Vom Sein zum Werden"). Obwohl mit dieser letzten Formulierung schon gesagt ist, dass die Unschärfe Beobachtungseffekt ist, sei verdeutlicht: Wird ein System in bestimmter Weise beobachtet, verändert es sich in bestimmter Weise. Zustandsbeobachtung macht also auch einen bestimmten Zustand, Entwicklungsbeobachtung eine bestimmte Entwicklung. Dieser Prozess müsste bei Beobachtung kontrolliert werden.

Zustandsbeobachtung erzwingt, zumindest in der Psychologie, relativ niedrige Datenabgriffsfrequenzen und ergibt das, was "harte Daten" genannt wird. Entwicklungsbeobachtung hingegen erfordert hohe Datenbegriffsfrequenzen und resultiert in so genannten "weichen Daten". Kaminski (1976, S. 45-69) hat dieses Dilemma der Psychodiagnostik mit großer Schärfe analysiert und explizit benannt (ebda. S. 63).

Praxis muss in erster Linie an Entwicklungsbeobachtung interessiert sein, weil sie einen zielgerichteten Eingriff ins reale System vornehmen, es verändern, entwickeln will.

Unstrittig wohl werden in der Forschung "harte Daten" bevorzugt (siehe auch 2.2.). Auch wenn dies für ein einzelnes konkretes Forschungsvorhaben nicht akzeptiert werden muss, so hat doch Forschung, bezogen auf

ihren Gegenstandsbereich - das reale System -, eine niedrige Datenabgriffsfrequenz; jede Arbeit, jedes Ergebnis ist in diesem Sinne ein Datum.

Im Gegensatz zur Praxis sind Modelle der Forschung sehr langlebig, auch weil sie gegen ein Scheitern recht immun sind. In der Praxis steht nach einmaligem Scheitern eines bis dahin handlungsleitenden und aus entsprechenden Handlungs-Konsequenzen abgeleiteten Modells nicht nur sofort dieses Modell zur Disposition, sondern auch das Meta-Modell, also die Auswahlkriterien für eine jeweilige Systemreferenz. In der Forschung dagegen werden einmal gewählte Forschungs-Designs (Systemreferenzen) bis zum Ende eines jeweiligen Projektes durchgehalten. Die hier behaupteten Schwierigkeiten werden bestätigt durch die mittlerweile einsetzende Suche nach alternativen Ansätzen in der Handlungsforschung. Es wird interessant sein, zu beobachten, ob sich eine Alternative gegen die Wissenschaftsbetrieb-internen Zwänge überhaupt durchsetzen lässt. Aktuell jedenfalls ist Forschung auf eigentümliche Weise Zeit-loser als die Praxis.

Praxis-Modelle kommen nicht nur bei höheren Datenabgriffsfrequenzen zustande, auch die Festlegung auf jeweilige Systemreferenzen ist empfindlicher gegen Rückmeldung; Praxis ist auf eigentümliche Weise Zeitgemäßer als Forschung. Praxis-Modelle müssten demnach über eine bessere Anpassungs- oder Lernfähigkeit verfügen. Eine gewisse Bestätigung findet diese Annahme durch die präziseren Modelle der Praxis - ausgewiesen durch den Umgang mit Randbedingungen - zu denen sie mit relativ "weicheren" Daten kommt, als die Forschung mit relativ "härteren" Daten.

2.2. Forscher vs. Praktiker

Im Sinne der Arbeitsteilung innerhalb des Faches sollte die (Handlungs-) Relevanz der jeweiligen Modelle bestimmendes Kriterium für Forscher und Praktiker sein. Auch Grundlagenforschung soll - mit möglicherweise längeren Fristen und/oder vermittelt - zu (Handlungs-) relevanten Modellen führen.

Tatsächlich aber müssen die persönlichen Erfolgsinteressen der einzelnen, jeweilig in Forschung oder Praxis tätigen Personen, keineswegs in der Handlungsrelevanz ihrer Modelle konvergieren.

Zunächst ist unmittelbar einsichtig, dass der Praktiker handlungsrelevante Modelle bauen muss (er muss sie allerdings nicht oder kaum explizieren!), wenn er erfolgreich sein will. Das Erfolgsproblem des Praktikers ist die Lösung von Problemen in realen Systemen durch Veränderung dieser Systeme. Genau dies könnte eine Definition von Relevanz sein.

Das Erfolgsproblem des Forschers ist die Erstellung einer möglichst großen Zahl von Produkten, wie sie vorher als Produkte des Wissenschaftsbetriebes gekennzeichnet wurden, also Veröffentlichungen. Solche Veröffentlichungen müssen nicht in erster Linie relevant sein (im obigen Sinn), sondern sie müssen bestimmten Kriterien des Wissenschaftsbetriebes genügen. Die Kriterien drücken sich am besten in der gängigen Veröffentlichungspraxis (= Praxis des Forschers?) aus.

Bredenkamp (1972) analysiert und kritisiert Melton, der unter anderem folgende Publikationskriterien für eine psychologische Fachzeitschrift zum Ausdruck bringt:

- ▶ Je "signifikanter" ein Ergebnis ist, desto größer ist die Chance der Arbeit, veröffentlicht zu werden; da kein vernünftiger Mensch von "sehr signifikanten" Ergebnissen sagen könne, dass sie durch Zufall entstanden seien.
- ▶ "Negative Resultate" (!) wurden oftmals nicht publiziert, da das Experiment nicht präzise genug war, um den Daten die Gelegenheit zu einer Ablehnung der Nullhypothese zu geben.

Bredenkamp erläutert, inwieweit diese - und weitere genannte - Kriterien falsch sind und zu untragbaren Konsequenzen führen. Er bleibt dabei innerhalb des Rahmens statistischer Analyse. Gerade dadurch wird deutlich, dass die angeführten, tatsächlich herrschenden und falschen (!!) Kriterien viel eher Stilmerkmale wissenschaftlicher Prosa sind, als Qualitätsansprüche an die Korrespondenz zwischen wissenschaftlichen Modellen und realen Systemen.

Der persönliche Erfolg des Forschers resultiert aus der Zahl seiner Veröffentlichungen und stellt sich somit (s.o.) jenseits jeder Korrektheit, geschweige denn Relevanz der von ihm vorgelegten Modelle her.

Wie sich aus den obigen Kriterien ergibt, werden grundsätzlich Arbeiten bevorzugt, die statistische Analysen beinhalten. Aber auch der korrekte Umgang mit Statistik wirft schwerwiegende Probleme für die Relevanz entsprechender Modelle auf (siehe Unschärfe-Problematik im vorangehenden Abschnitt).

Zugespitzt könnte formuliert werden: Die herrschenden Veröffentlichungskriterien - und auch diese sind in gewisser Weise Produkte des Wissenschaftsbetriebs - erzwingen Irrelevanz der mitgeteilten Modelle, vermittelt durch das Erfolgs- oder Karriereinteresse des einzelnen Forschers.

3. Der Wissenschaftsbetrieb beherrscht die Praxis. Das so konstituierte Verhältnis belastet Forscher und Praktiker

"Denn die Wissenschaftstheorie, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das Erbe der Erkenntnistheorie antritt, ist eine im szientistischen Selbstverständnis der Wissenschaften betriebene Methodologie. "Szientismus" meint den Glauben der Wissenschaften an sich selbst, nämlich die Überzeugung, dass wir Wissenschaft nicht länger als eine Form möglicher Erkenntnis verstehen können, sondern Erkenntnis mit Wissenschaft identifizieren müssen" (Habermas 1969, S. 13).

Ein das Zitat von Habermas belegendes Indiz findet sich in der, vorsichtig gesagt, nahezu ausschließlich wissenschaftstheoretischen Behandlung des "Theorie-Praxis-Problems" durch den Wissenschaftsbetrieb. So geht es denn nur um das Problem der Legitimation praktischen Handelns aus "Theorie" (der vom Wissenschaftsbereich produzierten!), während die Legitimation von Theorie aus den Möglichkeiten praktischen - auch forschungspraktischen - Handelns, also die erkenntnistheoretische Debatte, auf der Strecke bleibt.

Dass es dem Wissenschaftsbetrieb möglich war und ist, der Praxis einen einseitigen Legitimationszwang aufzuerlegen (trotz der in den vorangegangenen Abschnitten beschriebenen Probleme), zeigt den Szientismus nicht nur als Glauben der Wissenschaft an sich selbst, sondern auch als Herrschaft, die sich sehr leicht konkret darstellen lässt:

Forschungsergebnisse werden oft angezweifelt, häufig widerlegt, immer überholt und zwar ohne spürbare Folgen für den Forscher. Ein Praktiker muss sein Handeln stets aus dem "aktuellen Stand der Wissenschaft" legitimieren. Kann er das in einem konkreten Fall nicht und stellen sich im Kontext seines Handelns fatale Ereignisse ein (z. B. ein Suizid im Rahmen einer Psychotherapie), so muss der Praktiker sich für einen Kunstfehler verantworten. Es nützt dem Praktiker gar nichts, wenn nach einiger Zeit sein Handeln durch neue Forschungsergebnisse begründbar würde. Der Praktiker kann zugleich nicht die Forschung (geschweige den Forscher) in die Verantwortung nehmen, weil die Forschung ein Scheitern ihrer Modelle in der Praxis auf Randbedingungen zurückführt, ja den einzelnen Praktiker als möglicherweise entscheidende Randbedingung erscheinen lässt. Anders gesagt: Der Praktiker misst sich (und wird gemessen) an dem Ausmaß, in dem er theoretisch vorgegebene Ziele und/oder Methoden erreichen kann. Unpraktikable Theorie kann als Mittel und Ausdruck der Herrschaft des Wissenschaftsbetriebes offensichtlich nur dann bestehen, wenn Praktiker ein Scheitern in der Arbeit als persönliches Scheitern erleben und nicht als ein Scheitern vorgegebener Methoden und Ziele.

Nun ziehen sich Praktiker Scheitern in der Tat fast immer persönlich zu und sind auch mit entsprechendem Selbstbewusstsein der Wissenschaft gegenüber ausgestattet. Dieser Prozess wird auch aufrechterhalten durch nichtveröffentlichte "negative Resultate" (siehe 2.2). Für den Praktiker ergibt sich daraus die Folgerung: "der Wissenschaftsbetrieb scheitert nicht".

Es ist denn auch sicher fehlendes Selbstbewusstsein, welches Praktiker hindert, mit eigenen Beiträgen in die fachliche Debatte einzusteigen: Zeitmangel kommt hinzu. Für den Praktiker sind Veröffentlichungen zunächst Luxus-Artikel. Er wird in der Regel weder bezahlte Arbeitszeit zur Verfügung haben, noch nützen sie seinem Fortkommen. Für den Forscher ist die Teilnahme an der öffentlichen fachlichen Debatte Teil seiner bezahlten Arbeit und seiner Karrierechancen. Die oft gehörte Aufforderung, Praktiker sollten mehr aus ihren Erfahrungen veröffentlichen, kann da nur als Vermittlung einer paradoxen Intention verstanden werden.

Auch die "Lehre", die zweite Aufgabe des Wissenschaftsbetriebs, fördert das mit "Szientismus" gekennzeichnete Herrschaftsverhältnis und unterliegt ihm zugleich.

Die Lehre fördert das Herrschaftsverhältnis durch die Vermittlung der Produkte des Wissenschaftsbetriebs an den Fach-Nachwuchs. Es ergibt sich eine Hochschulsozialisation, die den später in die Praxis Entlassenen sich beurteilen lässt an dem Ausmaß, in dem er theoretisch vorgegebene Methoden und/oder Ziele realisieren kann (s.o.).

Die Lehre fördert und unterliegt Szientismus in der Art, wie sie sich mit Praxis auseinandersetzt. Der Widerspruch zwischen den Produkten des Wissenschaftsbetriebes - als vorgeblich handlungsrelevante Modelle - einerseits und konsequenter Praxis (im Gegensatz zu Sonntags-Seminar-Praxis) andererseits stellt bei gleichzeitiger Vermittlung eines von beiden Elementen in Frage.

In der Vermittlung taucht Theorie zumeist als "Kenntnisse", Praxis als Fertigkeiten" auf. Fertigkeiten bedürfen der Übung. Übung führt, wenn zunächst noch nicht zu Erfahrung (im Sinne von Berufserfahrung), so doch immerhin zu Erfahrungen und damit gewissen subjektiven Evidenz-erlebnissen. Auch ohne direkten Widerspruch zu einer Theorie wird dabei über kurz oder lang deutlich, dass die jeweilig konkreten spezifischen Bedingungen eines zielorientierten Handlungsablaufes sehr viel schwieriger in den Griff zu bekommen sind, als die von einer jeweiligen Theorie beschriebenen "allgemeinen Gesetzmäßigkeiten". Es wird somit die Problematik wissenschaftlicher Modelle hinsichtlich ihres Verständnisses von Randbedingungen unmittelbar vorgeführt. Als Konsequenz sind drei Tendenzen denkbar, von denen sich zwei in der Lehre abzeichnen:

1. Praxis wird aus dem Lehrbetrieb an den Hochschulen herausgehalten, weil sie unwissenschaftlich ist. Dies ist konsequent bei Gleichsetzung von Wissenschaftsbetrieb und Wissenschaft und in Verlängerung (Szientismus!) der Betrachtung des Wissenschaftsbetriebs als Ort und Form einziger Erkenntnismöglichkeit.
2. Praxis wird vermittelt als Technologie. Theorie wird für weitgehend überflüssig befunden. Es tritt dann eine Vielzahl von Technologien nebeneinander auf, deren gemeinsames Rationales wegen ihres äußerst geringen Explikationsniveaus kaum noch ermittelbar ist.
3. Die Entwicklung einer Theorie, die nicht in Widerspruch zur Praxis steht.

Letzteres scheint für die unter 1 und 2 genannten Positionen nicht vorstellbar. Weiter ist beiden unter 1 und 2 genannten Positionen gemeinsam die Betrachtung der Produkte des Wissenschaftsbetriebes als einzig mögliche Form von Theorien schlechthin. Ein Ergebnis, welches insonderheit solche Personen nachdenklich stimmen müsste, die eine Tendenz wie unter 2. genannt realisieren. Gerade sie bleiben - trotz heftiger Bemühung - in einem besonders naiven Szientismus befangen, weil sie für sie nicht brauchbar scheinende Theorie verwerfen, ohne eine Alternative denken zu können.

Auch die Konsequenzen aus beiden erstgenannten Positionen sind nahezu identisch. Im ersten Fall entsteht Wissenschaftsfeindlichkeit, weil das vermittelte Wissen nicht zur Bewältigung von Praxis taugt. Im zweiten Fall bleibt Wissensfeindlichkeit, weil Wissen als Optimierungschance für fachliches Handeln nicht annähernd hinlänglich vermittelt wurde und dann lediglich als bedrohliche "Intelktualisierung" ins Blickfeld gelangt.

Es wird in beiden Fällen ein Fachnachwuchs herangezogen, dem die Integration von Theorie und Praxis nicht gelingen kann, der den Scheinwiderspruch zwischen beiden folglich reproduziert.

Belastend für Forscher und Praktiker resultiert die in der einzelnen Person sich vollziehende (Arbeits-) Teilung. Sinnliche Erfahrung und consequente Reflektion scheinen sich auszuschließen. Forscher und Praktiker unterliegen in ihrer Tätigkeit einer zumindest partiellen Entfremdung.

4. Der Wissenschaftsbetrieb-Praxis-Widerspruch ist unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht aufzuheben; er reproduziert sich selbst

Die wesentlichsten Argumente für diese These sind bereits in den vorangegangenen Abschnitten vorgebracht worden. Zum Zwecke einer weiteren beispielhaften Verdeutlichung soll hier ein Teilaspekt der Berufungspraxis an den wissenschaftlichen Hochschulen angeführt werden: Die kaum noch überwindliche Schwierigkeit eines personellen Austausches zwischen Wissenschaftsbetrieb und Praxis.

Unter 2.2 wurde der grundsätzliche Unterschied beschrieben zwischen den Problemen, die im jeweilig persönlichen Erfolgsinteresse eines Forschers bzw. Praktikers zu lösen sind. Es wurde weiter die Schwierigkeit des Praktikers genannt, Veröffentlichungen zu produzieren (von einer Habilitation ganz abgesehen). Die mögliche Kompensation durch "hervorragende praktische Leistungen" (Einstellungsvoraussetzungen zum Professor, HmbHG.) ist deshalb problematisch, weil selbst bei bestem Willen innerhalb des Wissenschaftsbetriebs eine Übereinstimmung mit der Praxis darüber, was hervorragende praktische Leistungen sind, aus allen vorgenannten Gründen recht unwahrscheinlich ist.

Angehörige des Wissenschaftsbetriebes andererseits, hier in erster Linie solche mit Zeitverträgen, erfüllen kaum die in den meisten Stellenangeboten geforderten Voraussetzungen: Berufserfahrung und praktische Ausbildung in zumeist klinischer Psychologie. Wegen der angespannten Lage auf dem Arbeitsmarkt für Psychologen muss der wissenschaftliche Nachwuchs alles daran setzen, die Karrierekriterien innerhalb des Wissenschaftsbetriebes zu erfüllen; für die Bemühung um andere Erfahrungen bleibt da kein Raum.

Die Regeneration des Wissenschaftsbetriebes aus sich selbst heraus ergibt sich somit zwingend auch ohne Annahme eines gerade darauf gerichteten Interesses des Wissenschaftsbetriebs selber.